

Symphonie der Wale

Der Spiegel in meiner neuen Unterkunft ist winzig, gerade groß genug für mein Gesicht. Ich betrachte es eingehend, die glänzenden Augen, die rosigen Wangen, nur die Haare etwas zerzaust. Nach der langen Reise müsste ich müde und zerschlagen sein, aber ich bin aufgekratzt, voller Neugier und Tatendrang. Endlich bin ich hier, denke ich nicht ohne Stolz, mitten im Pazifik. Jahrelang habe ich auf die Chance gewartet, in den Gewässern zwischen den Inseln Kauai, Oahu und Molokai als Meeresbiologin zu arbeiten. Nun soll sich mein Ehrgeiz auszahlen und mein Traum erfüllen. Ich nicke meinem Spiegelbild zu, lächle.

Tropenregen hüllte die hawaiianischen Inseln in Nebel, als ich ankam, zwar warm, aber stürmisch. Ich war den Tieren so nahe wie noch nie in meinem Leben, wollte endlich eintauchen in ihre faszinierende Musik. Neben den neuen Kollegen fühlte ich mich als unbeutendes Mäuschen, nur ein Greenhorn. Was dachten sie wohl von der Jungbiologin aus Deutschland, die überraschend den Zuschlag für dieses Projekt bekommen hatte? Die Regierung in Honolulu ging sparsam mit Genehmigungen um. An diesem exklusiven Projekt teilnehmen zu dürfen, glich dem Gewinn des Lotto-Jackpots. Entsprechend heftig war mein Herzklopfen.

Toby, der norwegische Fotograf des Teams, begrüßt mich herzlich. Er hat lebhaftere, grüne Augen und ein spitzbübisches Grinsen. Er führt mich durch die nüchternen Räume der Forschungsstation auf Kauai. Die Unterkünfte sind spartanisch und überall riecht es nach Algen und Fisch.

„Du kommst genau richtig, Rebecca.“ Er kratzt sich den Vollbart.

„Wir haben Hunderte Buckelwale geortet. Nur das Wetter spielt gerade verrückt.“

Draußen tost der Pazifik, Regen prasselt gegen die Fensterscheiben und der Wind pflügt meterhohe Wellen an die Kaimauer. Das Sonnenlicht bemüht sich vergeblich, hat kaum eine Chance gegen die unheimlich milchige Düsternis.

Der Forschungsleiter heißt Jim, ein Hüne in den Fünfigern, drahtig, braungebrannt und Fachmann für Walgesänge. Er ist mein großes Vorbild. Am Bildschirm zeigt er mir die neuesten Aufnahmen. Verschiedenfarbige Zick-Zack-Linien sind zu sehen und zu hören.

„Die Kompositionen der Buckelwale sind komplex wie die von Mozart oder Beethoven.“ In seiner Stimme schwingt Leidenschaft. Minutenlang hören wir den Gesängen zu. Manche Töne erinnern an schrilles Türenquietschen oder tiefes Brummen.

„Wir analysieren selbst kleinste Variationen. Die Strophen ihrer Gesänge reimen sich, die Wale wiederholen Refrains und benutzen dabei die gleichen Noten wie wir Menschen.“

Seine Augen leuchten fasziniert als er mir zeigt, an welcher Stelle des Gesangs der Wal zum Luftholen auftaucht, um anschließend die Strophe von vorne zu beginnen. Auf meinen Unterarmen wellt sich Gänsehaut. Ich bin da, wo ich sein will.

„Obwohl sich die Gesänge von Jahr zu Jahr verändern, singen alle Wale zur gleichen Zeit das gleiche Lied, egal ob vor Hawaii, Japan oder Mexiko.“

Ein Mann betritt Jims Büro. In dem engen Raum wirkt er groß und muskulös, sein Gang ein wenig eckig. Jim stellt ihn mir als Dennis vor, Meeresbiologe aus Kanada und unverkennbar ein Inuit.

„Willkommen im Team“, sagt er knapp. Seine Worte klingen kühl und wenig einladend. Seine Augen, zwei schwarze Kugeln, stehen nicht still, zucken nervös.

„Mach’ dir wegen Dennis keine Gedanken. Das braucht Zeit“, erklärt Toby mir später. „Die Inuit sind ein herber Menschenschlag, wortkarg und manchmal schwierig, aber tief verbunden mit dem Meer und den Walen.“

Endlich ist der Sturm vorbei. Ich helfe die Ausrüstung auf dem Forschungsboot, der *White Crest*, zu verstauen, kann kaum abwarten, raus aufs Meer zu kommen. Die Wolken machen einem stahlblauen Himmel Platz. Das Geschrei herabstürzender Möwen ist zu hören, begleitet vom steten Plätschern des Wassers. Ich beschatte meine Augen mit der Hand, blinzele unter den Wimpern hindurch auf die pastellfarbenen Umrisse der Inseln. Im Zwielflicht wirken die Berge von Oahu wie das gezackte Rückgrat einer Echse.

Nach einer halben Stunde tauchen die ersten Wale in der Bucht auf. In meinen Fingern kribbelt die Nervosität. Das Fernglas vor die Augen gepresst, konzentriere ich mich auf jede Bewegung, die im Wasser auszumachen ist.

Schwerelos, wie Raumschiffe im Weltall, durchpflügen die Buckelwale den Ozean. Direkt vor meinen Augen verschwindet eine majestätische Fluke in der Tiefe, ein Anblick, der mich gefangen hält.

„Das ist Tisco, auf der rechten Seite hat er einen Riss in der Fluke.“

Unvermittelt steht Dennis neben mir an der Reling, zerreißt meine Gedanken. Seine pechscharzen Haare hat er zu einem Zopf zusammengebunden, sie leuchten in der Sonne wie poliertes Metall. Er schaut mich nicht an. Dennoch spüre ich die Erregung in seiner Stimme. Ich will etwas erwidern, aber er wendet sich ab, fummelt an seiner Taucherausrüstung herum. Aus dem Augenwinkel beobachte ich ihn, registriere seinen durchtrainierten Oberkörper. Sein langes Gesicht verleiht ihm etwas Geierhaftes. Die hakenförmige Nase wirkt wie ein Schnabel.

Walgesang ist hörbar, wird immer lauter. Auf dem Boot macht sich Hektik breit. Jim versenkt sein Mikrofon im Wasser und setzt die Kopfhörer auf. Er ist nicht mehr ansprechbar, taucht völlig ab in die Symphonie der Wale.

Dennis und ich schlüpfen in die Taucheranzüge. Wir wollen die Sänger näher beobachten, um herauszufinden, warum sie singen. Um Weibchen anzulocken? Toby, der vom Boot aus fotografieren wird, hievt mir die Pressluftflasche auf den Rücken.

Wir springen ins Wasser, tauchen durch einen Schwarm silbern glitzernder Fischchen zu einem der Sänger hinunter, bis unter seine Fluke. Die Töne scheinen aus allen Richtungen zu kommen, es ist gellend laut wie im Innern einer Trommel. Überall ist dröhnender Schall, der meinen Körper durchströmt. Fast möchte ich mir die Ohren zuhalten. Alles zittert und bebt, aber es ist mehr Fühlen als Hören, hart an der Schmerzgrenze. Das Wasser vibriert, die Schallwellen erzeugen feinste Luftbläschen, die den Wal einhüllen. Tiefe Furchen überziehen die dunkle Haut des Sängers. Helle, pockennarbige Strukturen und Muschelablagerungen verteilen sich über den tonnenschweren Walleib. Noch nie war ich Walen so nahe, ich bin überwältigt. Ein zweites Tier nähert sich und wir entfernen uns langsam. Die Wale beginnen einander zu umkreisen, umarmen sich scheinbar mit den Flippern. Sie tanzen und drehen sich senkrecht zur Wasseroberfläche. Ihre gigantischen Körper bewegen sich in absoluter Harmonie im Takt des Chores der Sänger.

Die Luft geht zu Ende, wir tauchen auf. Kaum zurück an Bord, reden Dennis und ich wild durcheinander.

„Ich hätte nie gedacht, dass es da unten so laut ist.“ Ich bin überglücklich, meine Stimme überschlägt sich fast vor Euphorie.

„Fantastisch, so dicht dran war ich noch nie“, ruft Dennis und streift seinen Taucheranzug ab. Ich sehe ihn lachen, zum ersten Mal seit ich hier bin. Sein sonst so ernst, oft versteinert wirkendes Gesicht ist auf einmal schön. Seine Augen glänzen, die Liebe zu den Buckelwalen sprüht aus ihnen heraus.

„Du warst klasse.“ Ich nicke ihm zu und er schaut mich direkt an.

„Du auch, Rebecca.“

Ich schlucke.

Der Seegang nimmt in den nächsten Tagen zu, wir können nur noch vereinzelt Gesänge in der Ferne ausmachen. Das gibt uns Zeit, die bisherigen Aufnahmen zu hören, Zeichnungen anzufertigen, Beobachtungen zu dokumentieren und auszuwerten.

Zurück auf dem Forschungsboot beobachte ich nur Millionen weißer Schaumkrönchen, die auf den Wellen tanzen, sonst tut sich nichts.

Jim, dessen Mikrophon seit Stunden in die Tiefe horcht, springt unerwartet auf.

„Ich kann den Begleiter von Lucy hören“, ruft er.

„Wer ist Lucy?“

„Ein Buckelwalweibchen, das vor kurzem gekalbt hat. Sie wird von einem Sänger begleitet und wir wissen noch nicht, warum sie ihn in ihrer Nähe duldet.“ Kurze Zeit später sehen wir die Tiere.

Dennis und ich ziehen uns um und tauchen zu Lucy und ihrem Kalb. Der Sänger hält gebührenden Abstand. Aber warum ist er bei ihr? Angestrengt beobachte ich das Verhalten der Tiere, achte auf jedes Detail. Ich bin aufgeregt, will mithelfen, ihr Geheimnis zu enträtseln.

Das Lied des Begleiters scheint plötzlich zu Ende, die Wale werden unruhig. Dennis nähert sich Lucy bis auf wenige Meter. Mir wird mulmig zumute und mein Gefühl sagt mir: Das ist zu nah, viel zu nah.

Unerwartet zieht Lucy nach unten. Ihre Fluke peitscht durchs Wasser und erwischt Dennis am Oberkörper. Erschrocken sehe ich, wie er sich krümmt, befürchte das Schlimmste. Ich schwimme zu ihm, schlaff und regungslos hängt er im Wasser. Seinen Körper im Klammergriff haltend, tauche ich langsam auf. Ich habe Angst, aber an der Oberfläche kommt Dennis schnell zu sich. Er atmet schwer, hat Schmerzen in der Brust.

„Ich war zu dicht, Lucy wollte wohl ihr Kalb beschützen“, keucht er. Jim streckt uns eine Stange entgegen, gemeinsam hieven wir Dennis an Bord. Vorsichtig helfe ich ihm sich aus dem Anzug zu schälen, eine Rippe könnte gebrochen sein.

Aber zum Nachdenken oder Ausruhen bleibt keine Zeit.

„Der Sänger hat abgebrochen, irgendwas muss passiert sein“, sagt Jim. Er macht auf eine Gruppe Wale aufmerksam, die schnell heranschwimmen.

„Männchen! Rivalen!“, schreit er und hastet zur anderen Bootsseite.

„Vielleicht haben sie es auf Lucy abgesehen.“

Die Gruppe kommt näher, es sind fünf bis sechs Tiere. Was haben sie vor? Hat der Begleiter sie mit seinem Gesang angelockt?

„Wir müssen weg hier“, ruft Toby und startet hastig den Motor. Wir entfernen uns ein Stück, wissen nicht, was passieren wird. Gebannt starre ich auf das Wasser und versuche die Szenerie zu begreifen.

Lucy setzt sich schützend vor ihr Kalb. Ihr Begleiter umkreist sie, versucht, die Rivalen von dem Weibchen fernzuhalten. Blubbernde Wände aus Blasen sollen den Angreifern die Sicht auf Mutter und Kind versperren. Aber sie kommen näher. Achtzig Tonnen prallen mit Wucht aufeinander, metergroße Flipper krachen klatschend auf die Wasseroberfläche. Das Meer brodelt und kocht. Ich weiß nicht, wo ich zuerst hinsehen soll. Alle schreien durcheinander, stehen mit Ferngläsern an der Reling und versuchen die Orientierung in dem Getümmel zu behalten. Haushohe Wände aus Walkörpern tauchen neben uns auf, Fluken verschwinden in der Gischt. Die *White Crest* schwankt gefährlich, Wellen schäumen ins Boot. Jim versucht, das Boot weiter aus der Gefahrenzone zu bringen.

Endlich geben die Angreifer auf. Lucys Beschützer hat sie in die Flucht geschlagen. Nach zermürend langen Minuten beruhigt sich das Meer und die Stille des Ozeans kehrt zurück, fast so, als wäre nichts geschehen. Die drei Wale ziehen ruhige Kreise und der Begleiter stimmt sein Lied wieder an: Das Lied des Siegers.

Die Erleichterung ist fast mit Händen zu greifen. Ich sehe, wie Jims Gesichtszüge sich entspannen, zu einem Lächeln werden.

Abends auf der Station geht es hoch her.

„Ein solches Spektakel habe ich schon lange nicht mehr erlebt“, meint Jim strahlend, er ist kaum zu bremsen.

„Das sind ganz neue Erkenntnisse. Es ist wohl so, dass die Sänger die Weibchen gegen Rivalen verteidigen.“

Mit meinem Bier in der Hand setze ich mich neben Dennis. Der Arzt im Krankenhaus hat Entwarnung gegeben, nur eine Rippenprellung.

„Aber eine Erfahrung fürs Leben.“ Darauf besteht er.

Ohne Vorwarnung greift er nach meiner Hand und drückt sie. Fast verschüchtert schaut mir dieser riesenhafte Kerl dabei in die Augen.

„Ich wollte mich bei dir bedanken, Rebecca.“

Ich will widersprechen, aber er winkt ab.

„Auch dafür, dass du mir meine ruppige Art nicht übel nimmst. Ich kann halt besser mit Walen als mit Menschen.“